

# Briefe von Johann Rudolf Merian an Peter Merian aus der Sonderbundszeit 1847/48

Autor(en): **Bonjour, Edgar**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde**

Band (Jahr): **46 (1947)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-115921>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# **Briefe von Johann Rudolf Merian an Peter Merian aus der Sonderbundszeit 1847/48**

herausgegeben von

Edgar Bonjour

In der Beurteilung von Basels Haltung zu den Sonderbundswirren gehen die Meinungen bei Mit- und Nachwelt auseinander. Neue Züge zu der umstrittenen Frage vermögen nachstehend abgedruckte Briefe zu liefern. Ihr Verfasser, Professor der Mathematik in Basel, gehörte jener Gruppe liberalisierender Bürger an, die an der Errichtung einer freiheitlichen Verfassung im Jahr 1847 maßgebend beteiligt gewesen waren. Unzufrieden auch mit dem bisherigen außenpolitischen Kurs der Regierung — er hatte eine Isolierung Basels innerhalb der Eidgenossenschaft zur Folge gehabt — wollten sie ihren Heimatkanton in ein natürlicheres Verhältnis zur Gesamtschweiz zurückführen. Zu diesem Zwecke mußte eine Annäherung an die freisinnigen Schweizer versucht werden, ohne mit dem Sonderbund zu brechen. Was dieser Mittelpartei in Basel gelungen war, eine Mediation zwischen Radikalen und Konservativen, das strebte sie auch in der gespaltenen Eidgenossenschaft an.

Rudolf Merian (1797—1871) vermochte in diesem Sinne nachhaltiger zu wirken, als er, seit dem Umschwung Präsident des Großen Rates, von Basel an die Sommertagsatzung 1847 nach Bern geschickt wurde. Es war ihm bewußt, daß sich an dieser Tagung Entscheidendes abspielen und sie deshalb geschichtliche Bedeutung erlangen werde. Wenn Basel-Stadt hier eine Versöhnung zwischen den entzweiten eidgenössischen Brüdern zustandebrachte, so konnte der drohende Bürgerkrieg vermieden werden, ein hohes Ziel, für das es sich lohnte, alle Kräfte einzusetzen. Neben Bürgermeister Felix Sarasin, der auf der Tagsatzung die erste Standesstimme führte, trat Merian in den Verhandlungen weniger hervor. Ursprünglicher und mitreissender als sein baslerischer Tagsatzungskollege, vermochte

er aber in inoffiziellen Besprechungen vieles zu erreichen. In den Privatbriefen an seinen älteren Bruder, Ratsherrn Peter Merian (1795—1883), mit dem ihn eine innige Freundschaft verband, sprach er manches aus, was in den amtlichen Berichten nicht Platz haben durfte. Dieser unmittelbare und persönliche Ton gibt den Briefen ihren besonderen Wert. Sie ergänzen die Gesandtschaftsrelationen in willkommener Weise und lassen viele Vorgänge verständlicher erscheinen.

Die hier veröffentlichten Briefe Rudolf Merians sind die einzig vorhandenen, die er von der Tagsatzung 1847/48 an seinen Bruder gerichtet hat. Sie liegen im Stehlinischen Familienarchiv, speziell im Nachlaß Peter Merian-Thurneysen. Das Staatsarchiv des Kantons Basel-Stadt bewahrt sie auf unter der Signatur „Privatarchive 513, II, C 27, 14“. Leider fehlen die Gegenbriefe Peter Merians, denen sorgfältig nachgeforscht wurde. Für freundliche Mithilfe bei der Entzifferung einiger Namen — die Briefe sind infolge der raschen Niederschrift oft schwer leserlich — dankt der Herausgeber den Herren Prof. Dr. Hans Georg Wackernagel und Dr. August Burckhardt.

Basels Haltung in der Sonderbundszeit behandeln: *Edgar Bonjour*: Basels Vermittlung in den Sonderbundswirren; Archiv des Historischen Vereins des Kantons Bern, 1948. *Paul Burckhardt*: Die Geschichte der Stadt Basel von der Trennung des Kantons bis zur neuen Bundesverfassung, III. Teil; 92. Neujahrsblatt herausgegeben von der Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen, 1914. *Eduard His*: Ratsherr Andreas Heusler und seine Politik in der „Basler Zeitung“; Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde, 28. Bd., 1929. *Eduard His*: Basler Staatsmänner des 19. Jahrhunderts, 1930. *C. Meyer*: Basel zur Zeit der Freischarenzüge und des Sonderbunds; Basler Jahrbuch 1902. *Emil Schaub*: Felix Sarasin der Jüngere, Bürgermeister; Geschichte der Familie Sarasin in Basel, 2. Bd., 1914.

Bern, den 28. Oktober 1847.

Lieber Peter! Wir leben hier in einer äußerst bewegten Zeit, Befürchtungen und Hoffnungen wechseln nicht nur von Tag zu Tag, sondern von Stunde zu Stunde, und der heutige Tag besonders dürfte der entscheidende sein. Heute abend werden wir wohl wissen, ob der Krieg unvermeidlich in den nächsten Tagen losbricht, oder ob die neuen Friedenshoffnungen, die wir gestern neuerdings nährten, festen Bestand gewinnen. Gestern morgen hatten wir alle und jede Hoffnung aufgegeben; die

Sonderbundsstände hatten eine Tagsatzung für heute begehrt, offiziell um einen Antrag im Sinne von Zug zu stellen, in Wirklichkeit, um von der Tagsatzung zu verlangen, daß alle Truppen auf beiden Seiten entlassen würden, bevor irgendeine Unterhandlung angeknüpft werde.

Diesem Gesuche hätte natürlich mit einer Mehrheit von zwölf Stimmen nicht entsprochen werden können; dann waren sie aber fest entschieden, heute sofort zu verreisen, und der Krieg wäre soviel wie deklariert gewesen. Vergebens versuchten wir am Dienstag, mit St. Gallen anzubinden; die Zwölf hatten den ganzen Tag Konferenzen und waren nicht aufzufinden; wir sahen nur Kern<sup>1</sup>, der sich auf das hohe Roß gestellt hatte, und Böschenstein<sup>2</sup>, der seit seiner Reise nach Unterwalden ein wahrer Friedensmann geworden ist, und der uns besuchte, um zu erfahren, ob wir keine Hoffnung hätten zu irgendeinem Vergleich. Er sah aber mit uns ein, wie schwierig ein solcher nach dem Beschlusse von gestern Sonntag anzunehmen sei.

Als wir bereits alle Hoffnung gänzlich aufgegeben hatten, überraschte uns gestern nach zwölf Uhr der Besuch von Näf<sup>3</sup>, der den Wunsch ausdrückte, daß zwischen einigen Gesandten der Sonderbündischen und einigen von ihnen eine vertrauliche Konferenz stattfinden möge. Auf der Stelle begab ich mich zu Boßard<sup>4</sup>, um ihn herzuholen; er war sehr beschäftigt, und ich mußte ihn beinahe zwingen, zu uns herüberzukommen. Es wurde nun verabredet, um fünf Uhr sich bei uns zu versammeln, und von Seite der Zwölf noch Böschenstein und Amarca<sup>5</sup> einzuladen, von den andern Meyer<sup>6</sup> und Muheim<sup>7</sup>. Weder Amarca noch Abys<sup>8</sup> konnten der Sitzung beiwohnen; es kamen also

<sup>1</sup> *Johann Conrad Kern* (1808—1888), Obergerichtspräsident, erster Tagsatzungsgesandter des Kantons Thurgau, nachmals schweizerischer Gesandter in Paris.

<sup>2</sup> *Georg Böschenstein* (1804—1885), Regierungsrat, erster Tagsatzungsgesandter des Kantons Schaffhausen.

<sup>3</sup> *Wilhelm Näf* (1802—1881), Regierungsrat, erster Tagsatzungsgesandter des Kantons St. Gallen, nachmals Bundesrat.

<sup>4</sup> *Johann Conrad Bossard* (1802—1859), Landammann, erster Tagsatzungsgesandter des Kantons Zug.

<sup>5</sup> *Carl Conradin Amarca* (1805—1878), Bundesstatthalter und eidgenössischer Oberst, zweiter Tagsatzungsgesandter des Kantons Graubünden.

<sup>6</sup> *Bernhard Meyer* (1810—1878), Staatsschreiber, erster Tagsatzungsgesandter des Kantons Luzern.

<sup>7</sup> *Carl Muheim* (1800—1867), ehemals Landammann, erster Tagsatzungsgesandter des Kantons Uri, nachmals Ständerat.

<sup>8</sup> *Raget Abys* (1790—1866), Bürgermeister, erster Tagsatzungsgesandter des Kantons Graubünden.

von dieser Seite nur Böschenstein und Näf, von den andern hingegen mit den drei obigen noch Fournier<sup>9</sup>. Die Propositionen von Näf und Böschenstein waren wirklich honett. Freilich haben sie dieselben nur als ihre individuelle Meinung abgegeben; sie gingen dahin, die Jesuitenfrage dem Entscheide des Heiligen Vaters<sup>10</sup> vorzulegen und sich zum voraus dessen Entscheide zu unterwerfen, über die Bundesreligionsfrage und namentlich die gleiche Vertretung der Kantone die verlangten Garantien auszusprechen, dagegen das Sonderbündnis als aufgelöst zu erklären. Man hätte glauben sollen, diese Anerbietungen hätten von den andern mit Freuden aufgenommen werden sollen; dem war aber nicht so. Dem Entscheide des Papstes wollten sie sich allerdings ohne Widerrede unterziehen und die versprochene Gewährleistung der Bundesakte betreffend die Selbständigkeit der Kantone annehmen. Allein sie beharrten darauf, daß auch die Klosterfrage und namentlich die Aufhebung der aargauischen Klöster dem Entscheide des Papstes solle vorgelegt werden, und daß ebenfalls in der auf heute angesetzten Sitzung die sämtlichen Truppen entlassen werden müßten, ansonst sie in keine Verhandlungen eintreten könnten und gleich nach der Tagsatzungssitzung Bern verlassen müßten.

In der ersten Frage, die unmöglich auf die Art zu lösen ist, da dies nur eine Sache des Aargaus und nicht mehr der Tagsatzung ist, haben sie gestern, außer Boßard, nicht nachgegeben. Umsonst stellte man ihnen vor, daß die Klosterfrage nie zu keiner bewaffneten Einschränkung der Zwölf Anlaß geben könne und daher für diese Frage ein Schutzbündnis nicht notwendig sei, daß die Einmischung dieser Frage jede friedliche Lösung unmöglich mache; sie blieben bei ihrer Sache. Was hingegen den zweiten Punkt anbelangt, so mußten wir, Sarasin<sup>11</sup> und ich, das Unmögliche anwenden, um ihren Entscheid auf morgen zu verschieben, um heute noch durch Konferenzen und ausgedehnte Briefe zu versuchen, ob die Ideen von Näf und Böschenstein weiteren Anklang fänden.

Es wurde also beschlossen dahinzuwirken, daß von Seiten des Präsidiums die Sitzung auf morgen vertagt würde, und daß heute bei uns im Falken abends vier Uhr eine neue Konferenz stattfinden würde, wo die sämtlichen Sonderbundsstände sowie

<sup>9</sup> *Ludwig Fournier* (1782—1871), Altschultheiß, erster Tagsatzungsgesandter des Kantons Freiburg.

<sup>10</sup> *Pius IX.* (1792—1878), Papst seit 1846.

<sup>11</sup> *Felix Sarasin* (1797—1862), Bürgermeister, erster Tagsatzungsgesandter des Kantons Basel-Stadt.

Neuenburg, und von Seite der Mehrheit soviel Stände, als teilnehmen wollen, eingeladen würden. Näf zählte unter diejenigen Stände, die gern beitreten würden, Graubünden, Tessin und Genf; die übrigen, glaubte er, würden nicht soviel konzedieren, und einigen würde jedes Nachgeben durchaus zuwider sein. Also heute wird sich die Sache entscheiden. Werden die Sonderbündler mit ihren aargauischen Klöstern dem Faß nicht den Boden einschlagen, werden genugsam Stimmen sich finden, die den Bewaffnungsentschluß aufgeben? Wie viele werden der Ansicht Näfs beistimmen? Das sind lauter Fragen, die uns auf dem Herzen liegen, und wir müssen gestehen, nur die äußerste Notwendigkeit einer befriedigenden Lösung gibt uns einen Schimmer von Hoffnung.

Hat man sich über die Basis verstanden, so muß dann erst noch durch eine Kommission die Sache ins Reine gebracht und den betreffenden Großen Räten vorgelegt werden. Und geht also die Tagsatzung auf diesem gewünschten Weg, so müssen wir jeden Augenblick gewärtigen, daß auf irgendeinem Punkte die Truppen gegen den Willen der Kommandanten bereits aufeinandergestoßen und der Krieg losgebrochen ist. Wahrlich genug Ursache, das Gemüt in einer angenehmen Spannung zu erhalten. Wußte auch Bern oder Ochsenbein<sup>12</sup> selber von den Schritten Näfs, oder war es Zufall, daß die Einladung auf die heutige Tagsatzung erst dann erfolgte, als auf dem Umschlag die Verschiebung auf morgen konnte angezeigt werden, und daß Ochsenbein gegenüber zu Schmieden sich befand, dem man gleich das Ansuchen auf Verschiebung machen konnte?

Nun der zweite Punkt angenommen, es ist Krieg, was immer noch das Wahrscheinlichere ist, was machen wir mit unserem Kontingente? Wir haben uns in Rücksicht auf diese Frage mit Oberst Burckhardt<sup>13</sup> in genaue Verbindung gesetzt, ohne ihm jedoch über die Ansicht des Staatsrates das Mindeste mitzuteilen, und wir sind davon ausgegangen, daß die Frage, nach dem, was in dem letzten Großen Rate versprochen wurde, durchaus diesem vorgelegt werden müsse. Die ganz bestimmte Meinung des Oberst Burckhardt geht nun dahin, wenn aufgeboten wird, durchaus das Aufgebot anzuerkennen, dann aber die Ausführung so wenig als möglich zu beeilen und Vorstellungen einzugeben, die, wenn wir uns nicht widersetzen, nach seiner

<sup>12</sup> *Ulrich Ochsenbein* (1811—1890), Regierungsratspräsident des Kantons Bern, Präsident der Tagsatzung.

<sup>13</sup> *Johannes Burckhardt* (1798—1855), eidgenössischer Oberst, Kommandant der II. eidgenössischen Armeedivision im Sonderbundskrieg.

Meinung gewiß Gehör finden werden. Wenn wir uns widersetzen, so sei die große Sauerei in Basel beinah unvermeidlich, wir würden dann doch ziehen müssen und auf jeden Fall weit schlimmer wegkommen. In dieser Meinung wurde er noch bestärkt durch einen Besuch, den er gestern abend bei Ochsenbein machte. Nachdem sie in vertraulicher Unterredung am Kaminfeuer ziemlich fidel geworden waren, glaubte Oberst Burckhardt den Moment günstig, um ihm unsere Lage in Basel auseinanderzusetzen. Ochsenbein ging darauf ein, aber beschwor ihn, alles aufzubieten, daß wir das Aufgebot nicht verweigern; nur in diesem Fall könne man unsere besondere Lage berücksichtigen, und das versprach er ihm, werde man dann auch tun. Burckhardt schenkte dieser Zusicherung volles Vertrauen, besonders da die Ausführung dann in den Händen des Oberstkommandanten liegt, dessen gute Gesinnungen gegen uns nicht im Zweifel zu ziehen sind. Während ich dieses schreibe, kommt Sarasin von einem Besuche von Herrn von Sydow<sup>14</sup> zurück, wo Calame<sup>15</sup> gerade erzählte, er komme von Ochsenbein, mit welchem er in Rücksicht auf ihr Kontingent eine Konferenz hatte. Das Resultat war, daß Ochsenbein ihm mitteilte, die Tagsatzung müsse darauf halten, daß die neutralen Stände ihr Kontingent stellen müßten, und daß man es bei einer Weigerung bis zur Okkupation dieser Stände werde kommen lassen.

Was nun meine Meinung anbelangt, so halte ich dafür, das große Unglück für uns würde sein, wenn etwa die Weigerung in unserem Großen Rate sowohl als in unserer Bürgerschaft nur mit einer geringen Majorität durchgehen würde. Wenn nicht für diese Weigerung beinahe Einstimmigkeit vorhanden ist, so werden wir schon zum voraus bei uns die größte Unordnung haben und dann die eidgenössische Okkupation, die in keinem Fall ausbleiben würde, noch obendrein. Wir würden auch, was mir noch beinahe am meisten am Herzen liegt, unsere neutrale Stellung gegenüber der Mehrheit verlieren und zum Frieden nichts mehr beitragen können. Geben wir dem Aufgebot hingegen Folge, so verlieren wir unsere neutrale Stellung gegen die Sonderbundsstände keineswegs, weil wir nur der Notwendigkeit weichen. Allerdings bleibt der moralische Punkt, komme was da wolle, nicht zu einem Kriege mitzuwirken; aber mit diesem Punkt ist es eine sonderbare Sache, und was hier vorgeht, hat

<sup>14</sup> *Rudolf von Sydow* (1805--1872), preußischer Gesandter bei der schweizerischen Eidgenossenschaft.

<sup>15</sup> *Henri Florian Calame* (1807--1863), Staatsrat, erster Tagsatzungsgesandter des Kantons Neuenburg.

mich in dieser moralischen Überzeugung sehr wankend gemacht. Viele konservative Offiziere vom Generalstab und von der Miliz haben früher sich hier und anderswo so ausgesprochen, sie würden auf keinen Fall ziehen, und jetzt, da sie aufgeboten wurden oder den Ruf erhielten, haben alle ohne Ausnahme entsprochen. Von allen Berner Offizieren ist kein einziger verreist als von Büren, und dies wird ihm nun von den Konservativen selbst so ausgelegt, daß er wahrscheinlich zurückkommen muß, will er nicht von seinen eigenen Freunden verachtet werden. Es ist eine eigene Sache mit dem militärischen Geist. Fällt unsere heutige Hoffnung zusammen, so wird übrigens der Krieg wohl schon nächste Woche anfangen. Die Waadtländer haben auf die Anfrage des Vororts, wie viel Truppen sie auf den Beinen haben, die in den eidgenössischen Dienst aufgenommen werden sollen, gleich ihr doppeltes Kontingent auf die Beine gestellt. Der General ist mit dieser Bereitwilligkeit mehr als verlegen und wird daher in den nächsten Tagen schwerlich auch unser Kontingent aufrufen. Gehen aber die Sonderbündler morgen von der Tagsatzung weg, so werden diese Waadtländer sich nicht lange halten lassen, und der Krieg bricht los, lange ehe unsere Zwölfpfund-Batterie gehörig zum Kampfe gerüstet ist.

Calame sagt übrigens, daß morgen über erste Kontingents-truppen das Corps législatif sich versammeln werde; Sarasin wünscht, daß die Mitteilungen Calames nicht weiter verbreitet werden. Wir erhalten soeben einen Brief von Regierungsrat Schneider<sup>16</sup>, der uns anzeigt, daß Furrer<sup>17</sup>, Munzinger<sup>18</sup>, Näf und Kern der Konferenz beiwohnen werden. Ob dies ein böses oder ein gutes Zeichen ist, wissen wir nicht.

Bern, den 30. Oktober 1847.

Lieber Peter! Wie geschwind sich nicht alles ändert! Während Du Deinen Brief von gestern schriebst mit den schönsten Friedenshoffnungen, war bei uns schon längst die letzte Hoffnung verschwunden, und das diesmal durch das starre Verhalten der Sonderbündler. Ich muß die feste Überzeugung ausspre-

<sup>16</sup> *Johann Rudolf Schneider* (1804—1880), Regierungsrat, erster Tagsatzungsgesandter des Kantons Bern.

<sup>17</sup> *Jonas Furrer* (1805—1861), Amtsbürgermeister, erster Tagsatzungsgesandter des Kantons Zürich, nachmals erster Bundespräsident der schweizerischen Eidgenossenschaft.

<sup>18</sup> *Joseph Munzinger* (1791—1855), Landammann, erster Tagsatzungsgesandter des Kantons Solothurn, nachmals Bundesrat.

chen, der Friede wäre möglich gewesen, möglich auf eine ehrenvolle Weise für den Sonderbund. Aber sie haben ihn nicht wollen, sie haben mit Absicht in die Unterhandlungen einen Stein geworfen, der nach ihrem Dafürhalten nicht überwältigt werden konnte. Sie glaubten sich in diesem Augenblick die Stärkeren und wollen um jeden Preis den Krieg jetzt ausbrechen machen. Die Forderung, daß in der gestrigen Sitzung sofort die Entwaffnung beschlossen werden sollte, ohne daß man über die Hauptgrundlagen sich noch irgendwie verständigt hatte, war eine Unmöglichkeit, ohne die zwölf Stände völlig zu blamieren. Gewiß wäre es schwer gewesen, genugsam Stände der Mehrheit zusammenzubringen, um den Vorschlag von Näf, die Jesuitenfrage dem Papste zum Entscheid vorzulegen, durchgehen zu machen. Indessen glaube ich noch immer, Näf hätte sich nicht soweit eingelassen, wenn nicht wenigstens vier Stände wären zusammen zu bringen gewesen. Natürlich hätten die meisten nicht mitstimmen können; allein man hätte die gehörige Anzahl Stände vorgeschoben, um den Sonderbündlern eine Mehrheit zu machen. Die Sonderbündler konnten natürlich nicht wohl offiziell einen solchen Vorschlag verwerfen, aber die Bedingung, an der sie um so starrer festhielten, auch die aargauische Klosterfrage dem Papste vorzulegen, mußte zum voraus alle Annäherung abschneiden. Wohl ist der unglückliche Beschluß vom Sonntag zwischen alle Unterhandlungen hineingefahren. Allein schon am Samstag abend, als wir Meyer und Hegglin<sup>19</sup> zuerst von diesem Vorschlag sprachen, machten sie, nachdem sie scheinbar dem Antrag sogleich beistimmten, auch alsobald die Klosterfrage zu einer Bedingung. Der Beschluß vom folgenden Tag kam Luzern nach meiner Meinung eher erwünscht. Das zeigte in der Sitzung vom Montag die Art, wie es auf alle Weise diesen Beschluß in einen Exekutionsbeschluß umwandeln wollte. Kurz, ich für mein Teil habe nun die vollkommene Überzeugung erlangt, daß das Wahrheit ist, was ich diesen Sommer schon oft vermutet: Luzern hat mit allen Mitteln, die ihm zu Gebote standen, zu dem Ausbruch des Krieges getrieben, in dem Glauben, dieser Krieg gebe dem Radikalismus den Todesstoß.

Was nun die Mitwirkung von Basel durch Stellung des Kontingents anbelangt, so scheint mir die Sache noch von dem abzuhängen, wie groß die Mehrheit des Großen Rates und der

---

<sup>19</sup> *Franz Joseph Hegglin* (1800–1861), Altlandammann, zweiter Tagsetzungsgesandter des Kantons Zug.

Bürgerschaft ist, die für die Verneinung sich ausspricht. Ist diese nicht sehr bedeutend, so würde ich eine solche für ein großes Unglück ansehen, mehr in Rücksicht auf unsere Basler Zustände als wegen der Eidgenossen. Diese letzteren könnten höchstens eine Okkupation anordnen, und da wir uns wohl schwerlich, die Waffen in der Hand, einer solchen widersetzen würden, so wäre die Geschichte so übel nicht, und wir hätten unsere Ehre gewahrt und wären der Notwendigkeit gewichen. Allein wenn eine Umwälzung in Basel zu befürchten wäre im Augenblick, da die Schweiz vielleicht selbst einem Zustande der Auflösung entgegengeht, so würde ich lieber noch den gehörigen Einwürfen am Ende einwilligen. Vorderhand wird unsere Zwölfpfund-Batterie als Reserve in Bern aufgestellt, wohl nicht in Kampf gezogen werden, und im übrigen wird man uns berücksichtigen. Etwas kömmt mir in militärischer Hinsicht seit einiger Zeit immer klarer vor. Die Stellung unseres Kontingents gegenüber den übrigen Kontingenten wird in der Folge eine sehr schwierige sein, wenn wir es ganz refüsieren, und wird zu ewigen Fötzeleien Anlaß geben. Dieses wird ein Militär vielleicht besser einsehen als Ihr. Wenn der Große Rat statt hat, so wird es besser sein, ich bleibe hier, einmal weil ich mit meiner Meinung durchaus keine Art von Einfluß ausüben will und dann, weil ich sehr ungern den Posten hier verlassen würde, wo vielleicht von einem Augenblick zum andern etwas in unserm Friedenswerke zu machen wäre; auch wäre ich in Rücksicht auf Carl Vischer<sup>20</sup> in einer ganz falschen Stellung, besonders wenn er auf seiner Weigerung, zu ziehen, beharrt.

Man sagt uns, Frey-Herosé<sup>21</sup> sei keineswegs seiner Stellung als Chef des Generalstabes gewachsen; er hält, scheint es, zuviel sich an Kleinigkeiten auf, so daß alles bunt durcheinander geht. Auch Dufour sei in Verlegenheit; heute nacht wurde er zweimal durch Estafetten geweckt. Oberst Burckhardt hat heute morgen eine Reconnaissance nach Neuenegg gemacht, wie mir Volz<sup>22</sup> sagt; es liefen Gerüchte ein, daß die Freiburger sich den Grenzen nähern. Die Sonderbündler werden doch, so

---

<sup>20</sup> *Carl Vischer* (1818–1895), Seidenfabrikant in Basel, Schwiegersohn von Johann Rudolf Merian.

<sup>21</sup> *Friedrich Frey-Herosé* (1801–1873), Regierungsrat, erster Tagsatzungsgesandter des Kantons Aargau, Generalstabschef im Sonderbundskrieg und nachmals Bundesrat.

<sup>22</sup> *Albrecht Rudolf Volz* (1817–1893), Fürsprech, Hauptmann im 3. bernischen Auszögerbataillon.

Gott will, nicht so dumm sein, zuerst anzugreifen; sie haben mit ihrem Benehmen in den letzten Tagen schon genug verdorben. Indessen sind wir, nach dem was vorgegangen, nicht ohne Furcht, es möchte sie etwa nach dem Kanton Tessin gelüsten. Über den Protest von Neuenburg und die Antwort von Appenzell I.-Rh. berichtet Sarasin an Herrn Bürgermeister.

W. Burckhardt-Preiswerk<sup>23</sup> ist nun auch hier unter Denzler<sup>24</sup>; unsere Batterie wird unter ihrem Kommando stehen. Die Truppen können, scheint es, nicht aus Waadt hierher gelangen, weil sie Freiburger oder Neuenburger Gebiet überschreiten müßten, man weicht diesem noch aus. Man spricht von einer Sitzung, die noch heute abend stattfinden soll. Bis jetzt einhalb drei Uhr haben wir noch keine Einladung erhalten; soeben kommt sie für vier Uhr. Aus der Tagesordnung: Der Antrag der am 30. Juli niedergesetzten Tagsatzungskommission, betreffend das den Gesandtschaften mitgeteilte, gestern vorgelegte Schreiben des Staatsrates des Kantons Neuenburg. Den Antrag, bestehend aus einer Drohung, erhält Ihr gedruckt... Gott behüte uns alle und unser trautes Vaterland.

Bern, den 31. Oktober 1847.

Lieber Peter! Den Eindruck der gestrigen Sitzung wirst Du aus unserem Bericht ersehen; auch Sarasin ist jetzt meiner Meinung, daß wir nur durch Nachgeben unendlich größerem Unglück entgehen können, Unglück in Basel und auf jeden Fall unendliche Verwicklungen mit der Eidgenossenschaft. Wenn wir unser Kontingent verweigern, so mag es in gewisser Beziehung ehrenvoll sein, wenigstens in vielen Augen. Aber das Unterwerfen unter einen Tagsatzungsbeschluß, den wir mit aller Macht bekämpften, kann nicht ehrlos genannt werden und ist noch eher das Richtige; wir bleiben nur dadurch in der Lage, in der Folge noch mitwirken zu können. Freilich ist es hart, wenn auch nur einen Teil unseres Kontingentes mitziehen zu lassen. Aber dem weichen wir durch eine Weigerung nach meiner Überzeugung nicht aus; wir werden dann nur zu noch größeren Leistungen gezwungen werden — und haben die Unruhen in Basel und Brandschatzungen der Eidgenossen noch in Kauf.

<sup>23</sup> *Wilhelm Burckhardt* (1810—1879), Großrat, Major und Instruktor der Artillerie.

<sup>24</sup> *Ludwig Denzler* (1806—1880), eidgenössischer Oberst, Kommandant der Artilleriereserve im Sonderbundskrieg.

Volz teilte mir heute Morgen mit, daß, wenn wir unsere Zwölfpfund-Batterie nach Bern ziehen lassen, wo sie verhältnismäßig wenig urgieren wird, so werde man uns wohl zugeben, das Jägerbataillon in Basel zu lassen, wenn wir vorgeben, unsere besondere Lage an den Grenzen mache es wünschenswert. Ähnliches ist Genf zugestanden worden, das auch nur Artillerie marschieren machte. Er glaubt, die Versicherung geben zu können, Dufour sei ganz dazu geneigt, uns das zu bewilligen.

Nun erwägt, was Ihr beschließen wollt, und Gott gebe seinen Segen zu dem, was Ihr tun werdet.

Bern, den 2. November 1847.

Lieber Peter! Soeben erhalte ich Deinen Brief von gestern und den von Fürstenberger<sup>25</sup> und werde auf beide zugleich antworten. Gestern morgen schon verabredete ich mit Oberst Burckhardt, wo ich ihn finden könnte, wenn wir etwa durch außerordentliche Gelegenheit die Antwort vom Kleinen Rat erlangen würden. Am Mittagessen überraschte uns La Roche<sup>26</sup>; wir nahmen Rücksprache zuerst mit Volz, der voll guten Willens ist, aber von Einfluß nur insofern, als er das partikuläre Zutrauen und die Freundschaft von Dufour genießt. Er rät an, ich solle Dufour zuerst anfragen, ob wir uns direkt an ihn wenden sollen oder das Schreiben an den Kriegsrat abgeben. Dann ging ich mit La Roche zu Oberst Burckhardt. Er fand das Schreiben der Regierung sehr zweckmäßig und sagte, es werde einen ganz guten Eindruck machen; wir sollten es nur abgeben; er selbst habe um sechs Uhr eine Zusammenkunft mit Dufour und Frey-Herosé und werde darauf dringen, daß unseren Wünschen inbetreff des Bataillons Rechnung getragen werde. Den La Roche lud er dann für abends in Distelzwang ein, wo auch Dufour sich gewöhnlich einfinde, und wo er dann die Antwort erhalten werde. Volz sagte mir, um vier Uhr würde ich den Dufour am besten treffen. Er kam wirklich um diese Zeit von einem Ritt nach Hause, aber ich hatte, wie es scheint, die Stunde böß getroffen. Er schien mir außerordentlich niedergedrückt und abwesend zu sein, und in den wenigen Ta-

---

<sup>25</sup> *Johann Georg Fürstenberger* (1727—1848), Ratsherr in Basel, nachmals Mitglied der eidgenössischen Kommission für die Revision des Bundesvertrags.

<sup>26</sup> *Emanuel La Roche* (1771—1849), Handelsmann von Basel, eidgenössischer Kriegskommissär.

gen, die ich ihn nicht gesehen hatte, bedeutend gealtert zu haben. Obschon zwei Stühle vor dem Kamin standen, holte er doch mit höchsteigener Hand in einer anderen Ecke des Zimmers einen dritten Stuhl. Auf meine Auseinandersetzungen antwortete er nur durch Klagen und durch vage Versprechungen; er werde tun, was er könne, aber leider müsse er Rücksichten nehmen. Augenscheinlich plagte ihn irgend ein anderer Gedanke; denn er war nur halb bei der Sache und schien mit Schmerz erfüllt. Ich sah wohl, daß in diesem Augenblick auf einen Entscheid nicht zu dringen war und nahm Abschied, indem ich ihm nochmals unsere Lage ans Herz legte und ihm sagte, auch Oberst Burckhardt werde ihm diesen Abend davon sprechen. Nachdem er schon Abschied genommen, kam er ganz bewegt zurück, drückte mir nochmals bewegt die Hand und sagte: „Ah, nos intégrales, ah si nous étions encore à nos intégrales!“

Sarasin ließ um eine Audienz bei Ochsenbein ersuchen, der sie für einhalb sieben bestimmte. Sarasin und La Roche gingen nun hin, um das Schreiben an den Kriegsrat abzugeben. Sie wurden sehr höflich empfangen, und Ochsenbein schien den Inhalt sehr gut aufzunehmen, gab gerne die besten Versicherungen, er werde tun, was von ihm abhängt, ganz zu entsprechen, aber könne dies jedoch nicht versichern. Er schien sehr wohl zufrieden, daß Basel soweit entgegenkomme; sie haben sich, wie es scheint, auf einen förmlichen Abschlag gefaßt gemacht. Auch das Geldkontingent scheint einen guten Eindruck gemacht zu haben. La Roche sah nun wirklich Dufour und Oberst Burckhardt im Distelzwang und erhielt die angenehme Nachricht, daß Dufour insofern unserem Ansehen entsprochen habe, als er bereits den Befehl erteilt habe, das Bataillon unter eidgenössischem Kommando in Basel zu lassen. Es scheint, daß dieser Befehl nicht ohne ziemlich heftige Opposition von Seiten Frey-Herosés erteilt worden ist. Dufour war nun heiter, wie er gewöhnlich abends ist, und versicherte dem La Roche, er werde die Stellung Basels berücksichtigen, er wolle es nicht auf eine boucherie in den Straßen Basels ankommen lassen. Wie es scheint, hätte er nun ebenso gerne gesehen, man würde sich gar nicht an den Kriegsrat gewendet haben. Diesen Morgen war nun Oberst Burckhardt selbst hier und sagte, wir könnten mit völliger Sicherheit darauf zählen, daß die Ordre von Dufour, unser Bataillon in Basel zu lassen, gegeben worden sei. Dieser Befehl sei in seiner Gegenwart verlesen worden, und es werde dabei ohne anderes sein Verbleiben haben. Mit der

Batterie sollten wir unsere Bereitwilligkeit zeigen, wir brauchen uns durchaus nicht so sehr mit der Ausrüstung zu beeilen, viele andere seien auch im Rückstand, wir müßten nur zeigen, daß wir mit der Ausrüstung uns beschäftigten. Der Drang der Ereignisse werde bald so stark sein, daß man sich mit uns nicht in erster Linie beschäftigen könne, und leicht könnte die Batterie zum Aufmarsche ausgerüstet sein, wenn man deren gar nicht mehr bedürfe. Wegen der Stellung unter einem eidgenössischen Offizier oder unter Major Mechel<sup>27</sup> sollten wir der Sache nur ihren Gang lassen, es sei zehn an eins, daß man bei den überhäuftten Geschäften mit dieser Frage sich gar nicht abgeben werde, wenn wir den Hund nicht aufjagten. Wir werden also nur, im Fall davon die Rede ist, uns mündlich in dieser Rücksicht bewerben. Die eidgenössische Armbinde sollten wir hingegen sobald wie möglich anlegen lassen.

Bei diesem Stand der Sache werden wir wahrscheinlich das zweite Schreiben von gestern an den Kriegsrat gar nicht abgehen lassen, sondern die Antwort auf das erste und die Ordre von Dufour erwarten und den Generalquartiermeister Buchwalder<sup>28</sup> prävenieren, daß man die Batterie instand stelle. Es wird gewiß auch besser sein, die zweite Artilleriekompagnie und die Reserve gar nicht zu bringen, da an ein Aufgebot von diesen wohl niemand für Basel denken wird; es wird wahrscheinlich bei sehr vielen Kantonen weder von Reserven noch Landwehr die Rede sein. Wenn nur, wie Oberst Burckhardt sagt, unser Große Rat keine Dummheit macht, so werden wir noch ziemlich durchkommen. Nach seiner Ansicht muß eben klug gehandelt werden; wie mehr man sich dem Beschluß der Tagsatzung fügt, desto mehr kann man durch Zögern gewinnen. Es ist ein Unglück, daß der Große Rat einberufen werden muß, und daß er genötigt wird, sein Ja zu einem solchen Beschluß zu geben. Wäre es nicht möglich, ihm dieses auf irgend eine Weise zu ersparen? Sehr mißlich wäre es auch, wenn etwa die Verprechungen, die uns gemacht wurden, öffentlich zur Sprache kommen würden und etwa gar in den Zeitungen paradierten.

Was nun die Frage von Neuenburg anbelangt, so hört man nichts davon. Wir glaubten, daß auf die leidenschaftlichen Ausbrüche vom letzten Samstag alsbald Neuenburg besetzt werden würde. Was hält sie davon ab? Ist es der Widerstand, den

<sup>27</sup> *Johann Lucas von Mechel* (1807—1871), Major in Basel, nachmals Oberst in neapolitanischen Diensten.

<sup>28</sup> *Anton Joseph Buchwalder* (1792—1883), Generalquartiermeister im Sonderbundskrieg.

sie vielleicht bei Dufour gefunden? Fürchten sie einen starken Widerstand von Neuenburg selbst, oder bekümmern sie sich plötzlich um diplomatische Verwicklungen? Wir wissen es nicht. Auch Staatsrat Perregaux<sup>29</sup>, der am Sonntag hier war, schien anzunehmen, man werde sie sofort okkupieren, setzte aber hinzu, die Okkupation werde auf jeden Fall nicht lange dauern, „nous savons que nous sortirons victorieux de cette lutte“. Was aber auch mit Neuenburg geschieht, die Rücksichten, die sie dort vielleicht haben können, fallen bei uns weg. Oberst Burckhardt und wir sind der Überzeugung, daß wir uns keine Illusionen machen dürfen. Bei der geringsten Demonstration unserer Radikalen müssen sie für diese Partei nehmen; denn in der Stellung, die von der Tagsatzung in diesem Augenblick eingenommen wird, würde unser Große Rat im Widersetzungsfall als Rebell, und die radikale Partei, die sich dem Großrat kampflös nicht fügen wollte, als die gesetzliche angesehen werden. Schon vor dem Beschlusse vom 24. Oktober sagte uns Rüttimann<sup>30</sup>, wenn Freiburg Murten besetzen wollte, so würde es unsere Ehre erfordern, auf der Stelle den Murtenern zu Hilfe zu kommen, und wir würden keinen Augenblick zögern, selbst wenn der Exekutionsbeschluß noch nicht gefaßt wäre. Der gleiche Fall wäre, wenn die Radikalen von Basel gegenüber dem Großen Rate die Sache der Tagsatzung verfechten würden. Vielleicht warten sie im Kanton Neuenburg auch eine solche Demonstration der Radikalen ab.

Nachmittags. Man hat uns angezeigt, daß die Ordre, daß unser Bataillon in Basel bleiben soll, abgegangen ist. Buchwalder hat dasselbe auf seinen Listen gestrichen. Den Brief an den Kriegsrat wegen der Artilleriekompagnie nimmt La Roche zurück. Wir fürchten eine Kollision und wünschen, der General möchte direkt präveniert werden, daß wir noch nicht bereit sind; unterdessen ist Buchwalder mündlich präveniert worden.

Adieu, Gebe Gott, daß Euch diese Berichte in etwas beruhigen.

Perregaux ist zurück; Neuenburg hat die Truppen durchpassieren lassen; aber wir wissen noch nichts Neues. Die Sachen scheinen sich in die Länge zu ziehen. Freiburger und Berner Offiziere sollen im Rausche miteinander getrunken haben.

<sup>29</sup> *Armand Frédéric de Perregaux* (1790—1873), Staatsrat des Kantons Neuenburg.

<sup>30</sup> *Johann Jakob Rüttimann* (1813—1876), Regierungsrat, zweiter Tagsatzungsgesandter des Kantons Zürich, nachmals Professor des Staats- und Verwaltungsrechts am eidgenössischen Polytechnikum.

Bern, den 3. November 1847.

Lieber Peter! Ich erhalte Deinen Brief von gestern und sehe mit Vergnügen, daß Du nun selbst einsiehst, daß man ohne Gefahr, alles aufs Spiel zu setzen, nicht der Tagsatzung gegenüber eine feindliche Stellung einnehmen kann. La Roche wird Euch bis auf einen gewissen Grad beruhigt haben, und die Ordre, das Kontingent in Basel zu lassen, wird Euch zugekommen sein; wenigstens hoffen wir es. Die Nachricht von Bünden von Amarca, die wir noch kurz vor der Abreise erhielten, stellt sich nun heute anders; entweder hat Amarca gestern in der ersten Verzweiflung zuviel gesagt, kurz, ich komme soeben von ihm, und er sagt mir, er habe heute von Hause einen Brief bekommen mit viel besseren Nachrichten, die Sache habe sich rangiert, das ganze Kontingent werde nun auf die Beine gestellt, aber die Katholiken würden nur im Kanton oder wenigstens nicht gegen den Sonderbund verwendet werden. Ob sie die Sache nun vertuschen wollen und im ersten Augenblick zu viel aus der Schule geschwätzt haben, weiß ich nicht; offiziell wird die Sache so lauten müssen. Oberst Burckhardt, bei dem ich mich expreß erkundigte, wußte von allem nichts. Nur, sagte er, auf die Katholiken sei eben überhaupt nicht zu zählen; auch könne das Bataillon Bistümeler, das hier sich befinde, ebenso wenig gegen den Sonderbund verwendet werden. Bei Amarca lernte ich den neuen Gesandten Caflisch<sup>31</sup> kennen, den ich trotz den Zusicherungen Amarcas, ich würde einen charmanten jungen Menschen kennen lernen, ziemlich steif fand. Tagsatzungssitzungen sind noch keine angesagt, und was die Stände in ihren Konferenzen verhandeln, davon schweigt man völlig gegen uns. Nur soviel sagte mir heute Amarca, daß gestern Druey<sup>32</sup> einen Proklamationsentwurf an das Schweizervolk der Konferenz vorlegte, der aber wegen seiner Leidenschaftlichkeit nicht beliebt wurde; er sei angewiesen worden, in Verbindung mit Kern einen andern zu bearbeiten. Wann der Exekutionsbeschluß gefaßt werden soll, weiß er nicht. Die Eifrigen treiben, einige scheinen noch zurückzuhalten. Auch Burckhardt weiß noch nichts und sagt, daß die Truppen anfangen, ungeduldig zu werden und sich darnach sehnen, daß bald losgeschlagen werde. Die Neuenburger Frage wurde laut Amarcas

<sup>31</sup> *Johann Bartholome Caflisch* (1817—1899), zweiter Tagsatzungsgesandter des Kantons Graubünden, nachmals Ständerat und Nationalrat.

<sup>32</sup> *Herni Druey* (1799—1855), Staatsrat, erster Tagsatzungsgesandter des Kantons Waadt, nachmals Bundesrat.

Aussage schon leidenschaftlich in den Konferenzen behandelt. Die Eifrigen wollten durchaus sofort losbrechen; es haben sich aber die Gemäßigten widersetzt, unter diesen hauptsächlich Munzinger, und darauf gedrungen, daß man die Neuenburger Frage erst später erledige; vielleicht haben sie doch dem Dufour Zusicherungen gemacht. Wenn indessen in Neuenburg irgend eine Demonstration zu Gunsten der Tagsatzung stattfände, so wäre wohl kein Zweifel, daß diese sofort unterstützt würde. Wir werden wohl heute noch etwas von Calame oder Perregaux erfahren. Daß die Bündner Friedensdeputation von Zürich wieder umkehrte, wißt Ihr wohl schon; sie wußten bei ihrer Abreise von Chur halt noch nicht, daß die Sonderbundsgesandten die Tagsatzung verlassen hatten. Kern<sup>33</sup>, der Hauptmann, erkundigt sich gar sehr, ob die Batterie nicht bald eintreffe. Ich fürchte, sie wird doch noch vor Ausbruch des Krieges eintreffen, wenn der sich so in die Länge zieht; hoffentlich wird sie nicht zum Gefechte kommen, da sie in der Reserve aufgestellt ist. Wenigstens scheinen es die hiesigen Basler so anzunehmen, allein zum voraus kann das niemand wissen. Daß Emil Thurneysen<sup>34</sup> sich zu marschieren weigert, ist mir sehr leid für Dich hauptsächlich. Es ist gewiß nicht die Gefahr, die ihn hindert; denn die scheint mir in Rücksicht auf alle Unannehmlichkeiten wohl kaum in Rechnung zu bringen, aber der Grundsatz. Nun ist freilich diesem letzteren zu entgegenen, daß man sich aus Überzeugung jeder Strafe aussetzen kann, um nicht zu ziehen, aber einem nicht, nämlich, daß ein anderer, der eine gleiche Überzeugung hat, die Stelle einnehmen muß. Hier in Bern, wo man sich konservativerseits in so großer Gesellschaft befindet, würde Dein Tochtermann weniger Anstand nehmen. Ich bedaure hauptsächlich die arme Elisa<sup>35</sup>, und es bekümmert mich sehr zu wissen, wie dieser Entschluß enden wird. Ich denke, er wird sich eben wie alle übrigen am Ende eines anderen besinnen. Dein Freund Effinger<sup>36</sup>, den ich von Zeit zu Zeit auf dem Kirchhof antreffe, hat zwei Schwiegersöhne im Dienst. Wie vielen Kummer verursacht nicht dieser tollste und abenteuerlichste von allen Kriegen. Wird er uns aus dem Schlamm, in dem wir stecken, durch die Kräfte, die sich

<sup>33</sup> *Nikolaus Friedrich Kern* (1818—1865), von Basel-Stadt, Hauptmann, nachmals eidgenössischer Oberst.

<sup>34</sup> *Emil Thurneysen* (1815—1886), von Basel, Bandfabrikant.

<sup>35</sup> *Elisabeth Thurneysen-Merian* (1825—1900), Tochter von Peter Merian.

<sup>36</sup> *Ludwig Friedrich Effinger* (1795—1867), ehemals Tagsatzungsgesandter, 1849 Gemeindepräsident von Bern.

entwickeln werden, wieder herausziehen, oder werden wir ganz darin versinken? Wie vieles ist nicht in den Taten enthalten, die sich in den nächsten Wochen entfalten werden! Werden wir vor dem ungeheuren Schicksal, das unsere Schweiz im allgemeinen betrifft, unsere näheren Angelegenheiten in den Hintergrund stellen?

Soeben kommt Sarasin von Calame, der ihm erzählt, daß Perregaux und er gestern dem Ochsenbein ein Schreiben der Regierung von Neuenburg überbrachten, in dem gezeigt wurde, daß Neuenburg unmöglich sein Kontingent marschieren lassen könne; nicht nur habe sich der Conseil législatif dagegen ausgesprochen, sondern alle Tage erhielten sie von allen Seiten Adressen im gleichen Sinne. Zu ihrem großen Erstaunen war Ochsenbein ganz höflich, sagte, diese Sprache ließe sich nun hören und werde wesentlich dazu beitragen, die Aufregung gegen Neuenburg bei den Gesandtschaften zu beschwichtigen, und machen, daß man wenigstens vorerst nichts gegen dasselbe unternahme. Die Neuenburger Herren, die von der obigen Mitteilung von Amarca keine Kenntnis hatten, konnten sich von ihrem Erstaunen kaum erholen; es scheint daher diese Mitteilung ihre Richtigkeit zu haben. Wenn es sich in Basel verhielte wie in Neuenburg, so könnte man vielleicht auch noch dem Abmarsch der Zölpfund-Batterie ausweichen. Wenn dies dennoch geschieht, so ist es wohl nur darum, daß wir in Basel ruhig bleiben können. Etwas werden unsere eifrigen Eidgenossen von Basel schon durchsetzen wollen, und so ist es besser, die weniger exponierte Batterie als das Bataillon zu schicken; auch wird auf die Batterie ein größerer Wert gelegt. Ungeschickt bleibt immer die Verlegung an den großen Platz.

Ihr findet uns impressionabel. Allerdings machte die Sitzung vom Samstag einen großen Eindruck auf uns, und noch nie waren die Gesandten der Zwölf so grimmig. Bestimmt hatten sie damals mehr im Sinn, und was sie abgehalten, bleibt ein Rätsel. Sarasin war allerdings ganz außer sich und brummte schon von Comité de salut public etc. Jetzt ist wohl etwas Windstille eingetreten, aber von einem Tag zum andern kann es sich wieder ändern. Seit gestern wurde die Nachricht verbreitet, es seien zwei Berner im Kanton Freiburg aufgehängt worden, aber man erzählte uns am Essen, es sei die offizielle Nachricht eingegangen, das Faktum sei unwahr.

Bern, den 9. November 1847.

Lieber Peter! Dein Brief und die Nachrichten alle vom Samstag haben mich tief ergriffen, und nur zu gut sehe ich den harten Kampf ein, den Ihr alle durchgemacht habt. Ich werde auf die Begründung der Meinung der Mehrheit nicht zurückkommen. Ich habe dieselbe gestern an Charlotte<sup>37</sup> wieder entwickelt und einiges hierüber an Herrn Bürgermeister Frey<sup>38</sup> geschrieben. Nur soviel füge ich bei, es gehört manchmal ebensoviel Kraft dazu, seine Schwächen einzusehen und einzugehen als schöne Phrasen über Aufopferung zu machen, wenn man vielleicht im geheimen wünscht, seine Meinung möchte nicht durchgehen. Einer von den einflußreichsten Männern der Minderheit hat dieses Geständnis dem Bürgermeister Sarasin gemacht. Was übrigens die Folgen eines Widersetzungsbeschlusses gewesen wären, darüber haben wir neuerdings Gelegenheit gehabt, in einer freundschaftlichen Konferenz, die wir heute mit Präsident Kern hatten, uns zu überzeugen. Er gab uns die bestimmte Versicherung, die Tagsatzungsmehrheit wäre ohne anderes zugunsten einer Partei, die sich für sie ausgesprochen, auf der Stelle eingeschritten. Und es muß jedem klar sein, daß sie das tun mußte, wenn sie sich nicht auf das elendeste in den Augen ihrer ganzen Partei blamieren wollte.

Den Besuch von Kern verdanken wir einer Relation, welche die Gesandten der Zwölf, die an unserer Konferenz teilgenommen haben, davon publik machen wollen, und wo er Berichtigungen von uns beehrte, wenn Falsches darin enthalten sein sollte. Aus der langen Unterredung, die wir über der langen Vermittlungsgeschichte pflogen, ergab sich nun für mich die Überzeugung, daß die Gesandten der Mehrheit aus den Kantonen, wohin sie delegiert waren, mit dem festen Entschluß zurückgekommen sind, wo immer möglich den Frieden zu erhalten. Der Eindruck, den sie dort empfangen haben, muß auf die meisten ein sehr bedeutender gewesen sein. Daß die Friedensunterhandlungen unmöglich wurden, ist hauptsächlich dem Bewaffnungsbeschluß vom 24. Oktober zuzuschreiben. Dieser Beschluß war keineswegs gefaßt, um die Exekution vorzubereiten; es war ein Schreckensbeschluß. Die Nachrichten aus St. Gallen machten die Tagsatzung glauben, es gehe nun plötzlich in allen katholischen Bevölkerungen der zwölf Stände

---

<sup>37</sup> *Charlotte Merian-Bernoulli* (1799—1858), seit 1828 Gattin von Rudolf Merian.

<sup>38</sup> *Johann Rudolf Frey* (1781—1859), Bürgermeister von Basel.

los; über diesen Beschluß waren die zurückkommenden Gesandten in ihrer Mehrheit sehr betroffen. Nicht nur wurden dadurch die sieben Stände in ihrem Mißtrauen aufs höchste gesteigert, sondern jede Zeit, die nötig gewesen wäre, um sie von ihren allzu schroffen Forderungen abstehen zu machen, wurde abgeschnitten. Sie wollten nun verreisen, wahrscheinlich um ihre Pläne gegen Tessin auszuführen, was auch das Datum der Proklamation an den Tessin vom 1. September (wie man sagt, gesehen habe ich die Proklamation nicht), den Tag nach ihrer Zurückkunft, zu beweisen scheint, und daher schnitten sie von vornherein alle Friedensunterhandlungen ab. Kern sagte namentlich von Munzinger, er habe sich geäußert auf seiner Rückreise, er werde alles Mögliche zur Erhaltung des Friedens anwenden, selbst wenn er seine ganze Popularität aufs Spiel setzen sollte. Furrer und er selbst seien übrigens vollkommen entschlossen gewesen, daß wenn nur eine Stimme von den zwölf von der Exekution zurückgetreten wäre, sie eine von den andern Kantonen ausgehende nie zugegeben hätten. Ich halte alle diese Äußerungen für durchaus vage, überlasse aber anderen darüber zu denken, was sie für gut finden.

Immer noch nichts Bestimmtes über den Tag des ausbrechenden Krieges; er muß noch nicht so ganz nah sein, weil Fueter<sup>39</sup> uns gestern im Leist sagte, das Bataillon seines Bruders<sup>40</sup>, das auf der Schwarzenburger Grenze war, werde heute nach Bern zurückkommen, den Eid leisten und vielleicht morgen gegen Neuenegg oder Murten aufbrechen. Man ist begierig auf die Nachrichten vom Gotthard; ich sollte glauben, die Urner werden da eine von ihren Illusionen zerstört sehen; der arme Balthasar<sup>41</sup>, dem die traurige Ehre ward, als erstes Opfer dieses hirnwütigen Krieges zu fallen! Soeben zieht das Bataillon Landschäftler, mit Einquartierungsbillets versehen, an meinem Fenster vorbei. Gestern hatte es in dem Montagleist bei Ith<sup>42</sup> einen harten Stand. Die Herren sind erbost gegen alles, was dem Sonderbund nicht zum Vorteil gereicht, der H. Helfer war nahe daran, die Strafpredigt von Niklaus Bernoulli<sup>43</sup> an den Kleinen Rat für vortrefflich anzuerkennen.

<sup>39</sup> *Karl Abraham Fueter* (1792—1852), Apotheker in Bern, oder *Rudolf August Fueter* (1804—1873), ehemals Pfarrer in Aetigen.

<sup>40</sup> *Friedrich Fueter* (1802—1858), Großrat in Bern und Bataillonskommandant, nachmals Regierungsrat und Nationalrat.

<sup>41</sup> *Ludwig Balthasar* (1825—1847), von Luzern, Leutnant der Artillerie.

<sup>42</sup> *Johann Rudolf Friedrich Ith* (1794—1861), Dr. med., ehemals Professor der Physiologie an der Universität Bern, Arzt am Burgerspital.

<sup>43</sup> *Nikolaus Bernoulli* (1793—1876), Strafgerichtspräsident in Basel.

Ich nahm mir die Freiheit, ihnen einiges über den Sachverhalt aus Deinem Briefe vorzulesen. Das machte allerdings Eindruck; nun sahen sie ein, daß wir in Basel eben nicht auf sehr starken Füßen stehen. Das ist nun allerdings wahr, aber es muß hinzugefügt werden, daß keine Frage sich präsentieren konnte, wo wir gegenüber den Radikalen in größerem Nachtheile sein mußten.

Der arme Fueter war äußerst bewegt; er hat seinen Bruder, seinen Schwager und seinen Neffen bei der Armee, die gegen Freiburg marschieren soll. Manchmal kommt mir vor, die Aufgabe, die sich die Zwölf gestellt haben, werde gerade vielleicht noch durch die ungeheure Ausdehnung, die ihr gegeben wurde, am Ende unmöglich gemacht. Woher das Zaudern von Dufour? Man macht sich allerlei Gedanken, die freilich höchstwahrscheinlich an einem schönen Morgen mit der Nachricht über den Haufen geworfen werden, der Krieg sei losgebrochen. Das schöne Wetter wird auch nicht dauern, denn wie ich höre, fällt das Barometer ungeheuer. Kern hat uns auch einen Blick in die Verhandlungen mit Dufour werfen lassen. Wären die Gesandten am Sonntagabend nicht zurück gewesen, so wäre die Ernennung Dufours wahrscheinlich über den Haufen geworfen worden. Nachmittags. Am Tische sahen wir Oswald Falkner, der mit Abys zu tun hat. Er behauptet, alle Magazine, auch die an den Luzerner Grenzen, würden vorwärtsgeschoben, und daraus folgert er einen unmittelbaren Angriff. Was daran ist, laß ich dahingestellt.

Adieu! — Gebe Gott, daß sich die Gemüter in Basel wieder beruhigt haben, und daß alles weniger schlimm ausfallen möge, als man es jetzt erwarten muß.

Basel, den 13. November 1847.

Lieber Peter! Heute sollte der Hauptangriff auf Freiburg statt haben; wir warten aber schon seit morgens früh auf Nachrichten, und man erfährt durchaus nichts und hört keinen Schuß. Wahrscheinlich erfährt Ihr in Basel noch ebenso geschwind als wir, was vorgeht. La Roche schrieb uns gestern nachmittag von Murten, wo er unsere Batterie in gutem Wohlbefinden nach Avenches vorbeidefilieren sah. Bei Frau Kern war ich heute morgen; sie hatte einen Brief aus Avenches von gestern abend von ihrem Mann, der ihr sagte, die eidgenössische Infanterie sei ohne einen Schuß schon bald ganz nahe an Freiburg vorgedrungen; der Große Rat von Freiburg sei versammelt, und

man erwarte allgemein, Freiburg werde sich übergeben, ohne einen Schuß zu tun. Indessen weiß man bis heute drei Uhr nichts Näheres von dieser Sache. Heute früh von zwei bis vier Uhr soll man eine Kanonade gehört haben; es ergab sich, wie es scheint, daß in Schwarzenburg mit Katzenköpfen geschossen wurde, wie es scheint, um den Freiburger Landsturm irre zu leiten. Ein Katzenkopf ist ihnen zersprungen und hat mehrere Herren blessiert. Dr. Fischer mußte heute morgen hinreisen.

Auf einer andern Seite spricht man von einem Überfall der Sonderbündler ins Freie Amt, und hier scheint man in dieser Hinsicht nicht ohne Furcht zu sein. Was aber daran ist, das wißt Ihr in Basel vielleicht besser als wir, überhaupt erhält man hier fast keine sicheren Nachrichten von eidgenössischer Seite.

Heute nacht um zweieinhalb Uhr wurden wir im Hotel durch einen furchtbaren Spektakel geweckt. Ein gewisser Graf Feneestre, der hier im Hotel wohnt, hat es über sich genommen, alle Jesuitenzöglinge von Frankreich aus Freiburg zu entführen, mitten durch alle Truppen durch. Er verließ mit 88 Stück Freiburg gestern morgen früh und kam mitten in der Nacht mit ihnen hier an, nachdem er alle möglichen Abenteuer bestanden hatte. Wie es in Freiburg aussieht, wollte er scheint's nicht sagen; er war schweigsam, als wir inquirieren wollten. Die Patres hätten sich dem Zuge, wie es scheint, gerne angeschlossen; allein er wollte die jungen Leute dadurch nicht exponieren. Von einer Zusammenberufung des Großen Rates in Freiburg wollte er nichts wissen. Er sagte mir nur, als ich mich wunderte, wie er ohne saufconduit durch alles hindurchgekommen sei, ich würde mich noch ganz anders wundern, wenn ich alles gesehen hätte, was er in den beiden letzten Tagen sah. Ob viele Truppen in Freiburg sind, wollte er nicht sagen; es schien mir, er habe sein Wort gegeben, nicht zu spionieren.

Den Brief von Fürstenberger habe ich empfangen; die drei Briefe an die Offiziere habe ich dem von Arx<sup>44</sup> gegeben, der mir versprach, bestens für ihre Verwendung zu sorgen. Der Frau Kern habe ich die Ankunft der beiden Frauen angezeigt; ich denke, sie werden zu Frau von Erlach ziehen, weil Fürstenberger mir keinen Auftrag gab, für Logis zu sorgen.

Meine Frau erwarte ich so halb und halb, schreibe ihr aber heute nicht. Ich habe ihr gestern vergessen zu schreiben, daß wir ganz heimelig mit den Neuenburgern, Buchwalder und

---

<sup>44</sup> *Adrian von Arx* (1817—1859), von Olten, Sekretär des eidgenössischen Kriegsrates in Bern.

Volz an der table d'hôte speisen; bei diesen Zeiten ist man doppelt froh, jemand zu haben, mit dem man sprechen — und etwas erfahren kann.

Wollte Gott, die Geschichte mit Freiburg könnte so friedlich ablaufen, wie Kern sich einbildet. Wenigstens heute muß es noch friedlich gewesen sein, es ist, als ob kein Mensch recht dran wollte.

Bern, den 22. November 1847.

Lieber Peter! Ich antworte auf Deinen Brief vom 20. und fange mit Oswald<sup>45</sup> an, mit dem sich auch Herr Bürgermeister Frey gar sehr zu beschäftigen scheint. Ich kann mich nicht überzeugen, daß dieser Mann die politische Wichtigkeit hat, die ihm beigelegt wird; am wenigsten glaube ich, daß durch seine Influenz die Mitwirkung der neutralen Kantone gefordert wurde. Diese Mitwirkung war prinzipiell den Zwölfem viel zu wichtig, als daß sie nicht hätte gefordert werden müssen, und wahrscheinlich wurde nur anfangs das Zirkular bloß an die zwölf 2/2 gerichtet, weil damals noch kein Beschluß der Tagsatzung ergangen war; auf dem Papier stunden unsere Kontingente schon lange. Samstag war Oswald unser Gast im Falken; er fing nun selbst an über das Gerede zu schwatzen, das in Basel über ihn ging, und beteuerte bei seinem Ehrenwort — wie viel dies wiegt, weiß ich nicht — daß er schon seit Jahren keinen politischen Brief mehr geschrieben habe; ich glaube, es ist so. Er war übrigens sehr aufgebracht über die Exzesse in Freiburg und demonstrierte seinen Abscheu ad oculos mit einem Stück einer prächtigen seidenen Tapete, das er in der Tasche mit sich führte.

Diese Exzesse sind allerdings sehr beklagenswert. Hauptsächlich haben sich die Berner hier wieder als die rohesten und zügellosesten gezeigt, die Waadtländer und die Basellandschäftler waren dagegen musterhaft. Man hat die Ursache den radikalen Offizieren zuschreiben wollen, zum Beispiel dem Seiler<sup>46</sup>, der das Oberländer Bataillon Knechtenhofer kommandiert, und dem Quartiermeister Jenny. Ersterem wirft man noch vieles vor, aber bei letzterem stellt sich nun heraus, daß er sehr kräftig zur Unterdrückung der Unordnung mitgewirkt habe, so versichert Blösch<sup>47</sup>, der mit den Untersuchungen be-

<sup>45</sup> *Mathias Oswald* (1774—1864), Ratsherr in Basel.

<sup>46</sup> *Friedrich Seiler* (1808—1883), Regierungsstatthalter in Interlaken, Major im Auszuger-Infanteriebataillon 4 unter Oberstleutnant Knechtenhofer von Thun.

schäftigt ist. Ich hatte wegen dieser Exzesse mehrere Kampagnen mit Freund Sarasin, der so exasperiert war, da er wörtlich glaubte, was ihm D. vom Faubourg St. Germain (der übrigens das Betragen der Waadtländer sehr rühmte) berichtete, aber alles, was Fritz Kern, der selbst gegenwärtig war, zu Gunsten der Truppen vorbrachte, kurzweg als verlogen erklärte. Ich muß in dieser Beziehung wirklich von einem andern Teig gemacht sein als die meisten andern; ich möchte immer die Fehler der Gegenpartei glimpflicher beurteilen, überzeugt, daß man da, soviel man sich auch von Parteileidenschaft nicht influenziert glaubt, immer noch nicht weit genug geht. Hingegen kehrt sich alles in mir um, wenn man dann mit der größten Leichtigkeit über die Fehler der eigenen Partei hinweggeht. Wie hat man nicht über den Greuel geschimpft, den man an einem Pfaffen bei Mariahilf verübte, der sich, entdeckt, flüchten wollte und von den Bernern über den Haufen geschossen wurde. Ich mußte dabei aber an den 21. August 1831 zurückdenken, wo unsere Scharfschützen aus bloßer Jagdlust auf unbewaffnete Bauern anlegten, und wo der Niklaus Fischer einen Bratteler, der sich flüchten wollte, über den Haufen schoß. Ich muß zurückdenken an die unbegreiflich leichte Weise, wie damals alle diese Begebenheiten damit entschuldigt wurden, daß sie bei einem Bürgerkriege unvermeidlich seien. Und denke ich nun an den Lärm, der jetzt, und zwar mit Recht, gemacht wird, so muß ich mich für unsere Basler Armee von 1833 bis ins Innerste hinein schämen.

Wir haben uns in der letzten Zeit von den radikalen Gesandten mehr zurückgezogen, als es vielleicht gut ist, und wir sind entschlossen, die nächste Gelegenheit zu ergreifen, um wieder mit ihnen zusammenzukommen. Früher, ehe der Krieg entschieden war, konnte man seine Meinung frei aussprechen; das war in den letzten Zeiten nicht mehr möglich gewesen, ohne tiefer zu verletzen. Indessen sehen wir wohl ein, daß wir uns wieder nähern müssen, und von einer Politik à la Bluntschli<sup>48</sup> wird durchaus keine Rede sein. Daß ich beim Wiederanknüpfen des geselligen Verkehrs mit James Fazy<sup>49</sup> den Anfang machen

---

<sup>47</sup> *Eduard Bloesch* (1807—1866), ehemals Landammann des Kantons Bern, Oberauditor der eidgenössischen Armee während des Sonderbundskrieges.

<sup>48</sup> *Johann Caspar Bluntschli* (1808—1861), ehemals zürcherischer Regierungsrat, Gründer der konservativ-liberalen Mittelpartei, nachmals bekannter Vertreter des Staats- und Völkerrechts.

<sup>49</sup> *James Fazy* (1794—1878), Regierungspräsident von Genf.

sollte, habe ich nicht geträumt. Dieser Herr ist gestern im Falken abgestiegen, und ich hatte die Ehre, sein Tischnachbar zu sein. Das erste, was er mir sagte, war, daß Rilliet<sup>50</sup> ein kompletter Narr sei. In Freiburg sei alles vollkommen ruhig, und selbst Konservative freuten sich, daß sie nun von der Jesuitenbrut, die alles tötete, erlöst seien. Herr Fazy mag allerdings ein Zeuge eigener Art sein; allein wenn man aus der Proklamation der provisorischen Regierung, welche die Jesuiten fortjagt, all das Zeug hört, das damit in Verbindung stand, so wird einem ordentlich bange vor dem Zustand, in welchen ein Land durch Ansiedlung solchen Ungeziefers gesetzt werden muß, und von dem es kaum durch ordentliche und gesetzliche Mittel wieder befreit werden kann. Wenn ich die Aufstellung der eidgenössischen Armee, die Kommandanten und die Stellung der mäßigen radikalen Gesandten betrachte, die entgegen dem Bärenclub so manches Hauptsächliche durchgesetzt haben, so taucht manchmal bei mir ein Schimmer von Hoffnung auf, daß uns die gegenwärtige außerordentliche Anstrengung, welche die Schweiz macht, einerseits von dem Jesuitenwust und andererseits von den Klubisten und den deutschen Demagogen befreien könnte. Dann würde vielleicht das Resultat diese Efforts lohnen. Ich sage freilich, einen Schimmer nur von Hoffnung; denn es wäre beinahe ein Wunder, wenn wir aus diesem Wirrwarr auf so gute Art herauskommen sollten. Eine allgemeine Auflösung aller Verhältnisse ist immer noch drohend vor der Türe. Gott gebe, daß es besser gehe, als wir erwarten dürfen, und ich glaube wohl auch sagen zu dürfen, als wir es verdienen.

Heute erwartet man also den Angriff auf den Kanton Luzern. Es ist merkwürdig, wie man sich an alles gewöhnt. Beim ersten Angriff auf Freiburg diese große Angst, und jetzt verhältnismäßig diese Ruhe. Man spricht bereits von toten und verwundeten Eidgenossen, als wenn die Sache in völliger Ordnung wäre und man eine Zeitung von China oder Mexiko vor sich hätte. B., der von der Post zurückkommt, erzählt, die offizielle Nachricht der Übergabe Zugs sei angelangt und bringt uns eine schreckliche Waffe, die ein Landschäftler einem Freiburger Landstürmer abgenommen hat. Den Urnern möchte ich wohl gönnen, wenn sie das Tessin behaupten könnten. Felix ist vollkommen davon überzeugt, ich noch gar nicht, weil von einer konservativen Bewegung im Tessin, die doch durchaus nötig

<sup>50</sup> *F. J. Louis Rilliet-de Constant* (1794—1856), Staatsrat, erster Tagatzungsgesandter des Kantons Genf, Kommandant der I. eidgenössischen Armeedivision im Sonderbundskrieg.

wäre, noch nichts verlautet. Es würde den Krieg in die Länge ziehen, aber vielleicht den kleinen Kantonen, wenn Luzern übergegangen ist, gnädigere Bedingungen verschaffen. An der Übergabe von Luzern zweifelt eigentlich niemand; freilich ist im Kriege schon manches geschehen, was niemand glaubte. Die nächsten Tage werden entscheiden.

Nachmittags. Die offizielle Anzeige der Kapitulation von Zug ist soeben eingegangen. Wir schicken sie mit dem Paquet; sonst werdet Ihr alle Nachrichten viel geschwinder wissen als wir hier. In dieser Beziehung ist der Platz von Bern miserabel, kein Mensch weiß etwas.

Bern, den 8. Dezember 1847.

Lieber Peter! Ich habe Dir schon lange nicht geschrieben, weil ich demjenigen, was Sarasin dem Herrn Bürgermeister Frey täglich berichtet, nicht viel hätte beifügen können. Heute weckt mich Dein Brief wieder aus diesem Stillschweigen und veranlaßt mich, über die neuesten Ereignisse und den ganz neuen Standpunkt der Dinge auch wieder einmal mein Herz auszuschütten. Was zunächst die Stimmung in Basel anbelangt, so ist mir schon oft vorgekommen, wir hätten dort oft wunderliche Ansichten über den Einfluß, den unsere Stimme in den allgemeinen Angelegenheiten haben soll; dieser Einfluß wird, wie es scheint, von einigen ungeheuer überschätzt, und deswegen der große Kampf am 6. November. Es ist gerade, als ob von dem Ausgang dieses Kampfes der Untergang des Sonderbundes abgehängt hätte, wo es sich doch bloß darum handelte, ob Basel dem Strom, dem wir keine Kraft hatten, uns zu widersetzen, dennoch einen gewaltsamen Widerstand entgegenzusetzen wollte, der auch uns umgeworfen hätte, oder ob wir, ohne unsere Rechtsbegriffe zu ändern, bestmöglichst den Klippen ausweichen wollten. Unsere konservativen Politiker sollten doch einmal einsehen, daß nicht Basel es ist, das in diesem Augenblicke unsere schweizerischen Angelegenheiten lenken kann. Die Sachen mögen nach unseren Wünschen gehen oder schnurstracks dagegen, wir können es nicht verhindern und nicht machen, und es ist natürlich, daß es so ist; denn nicht wir sind die Sieger, sondern nach unsern Prinzipien gehören wir eben viel eher zu den Überwundenen. Es ist also wohl allzu irrig, wenn Heusler<sup>51</sup> in seiner Basler Zeitung ausruft, was uns der Be-

<sup>51</sup> *Andreas Heusler* (1802—1868), ehemals Ratsherr, führender Politiker der Konservativen, Redaktor der Basler Zeitung.

schluß vom 6. November oder das Aufgeben genützt habe, wenn unsere Stimme an der Tagsatzung wegen der Klosterfrage nutzlos verhalle. Dieser Beschluß hat uns eben so viel genützt, daß wir in diesem Strome nicht schon jetzt ertrunken sind; aber ihn in sein altes Bett zurückzulenken, das vermögen wir freilich nicht, und das vermag wohl niemand. Doch wo geht er hin, wird er sich ein neues Bett graben, so daß „d'Lütt o no drbi si chönne“, wie ein Berner Soldat bei Frau Studer<sup>52</sup> sagte, oder wird er alles verheeren? Das weiß ich nicht zu beurteilen, ich hoffe das erstere. Aber die Hoffnung wird manchmal schwankend gemacht, namentlich wurde sie es durch den unglücklichen Beschluß über die Klosterfrage, obschon dieser Beschluß uns, nach dem was wir in der letzten Zeit gehört hatten, nicht unerwartet kam. Ich halte diesen Beschluß für einen politischen Fehler der Radikalen, in ihrem eigenen Sinn, und ich würde mich nicht wundern, wenn gerade dadurch in nicht gar langer Zeit ihre Sache unpopulär würde. Nach Äußerungen von Näf ist dieser Schritt selbst von seinen politischen Freunden nicht gebilligt worden. Wie es scheint, haben zwei Sachen mitgewirkt, einmal wenigstens, dem Vermögen der reichen Klöster auf den Leib zu gehen, denen sie vieles zur Last legen, und dann durch die Schuld, die unterworfenen Sonderbundskantone in fortwährender Abhängigkeit zu halten. Es könnte aber leicht möglich sein, daß in kurzer Zeit die Verhältnisse sich so geändert hätten, daß diese Ursachen ganz in den Hintergrund treten, und daß nur noch das Drückende der Maßregeln in die Augen fällt. Es ist dann vielleicht nicht leicht, zwölf Stimmen wieder zusammenzubringen, um sie aufzuheben. In anderer Beziehung ist die Majorität unter den Zwölf durchaus im festen Willen, vernünftig zu verfahren, womöglich neuen Verwicklungen auszuweichen und nicht zu viele Veränderungen vorzunehmen. Sie sind auch ganz überzeugt, Meister bleiben zu können, und auch ich hoffe es, wenn ich auch den Einfluß der Unvernünftigen höher anschlage; denn in bewegten Zeiten wiegt ein unvernünftiger Rat oft mehr als hundert gemäßigte. Am liebsten wäre mir, wir wären schon bei der Neuenburger Klippe vorbeigeschifft. Die Mehrheit der Sieben ist bis jetzt fest und will keine Okkupation, und Neuenburg würde sich gerne einer Geldkontribution unterwerfen. Allein die preußische Note und die Erklärung der vier Bourgeoi-

---

<sup>52</sup> *Gattin des Bernhard Studer* (1794—1887), Professors der Mineralogie und Geologie an der Universität Bern.

sien hat bei den Ultraradikalen solch Feuer ins Dach geworfen, daß sie in ihrem Siegestaumel eine jede andere Lösung als eine gewaltsame als ehrlos bezeichnen. Diese Ultraradikalen sind ganz so unvernünftig, als die Sonderbündler waren, und glauben sich stark genug, der ganzen Welt Trotz bieten zu können. Sie bedenken nicht, daß, wenn man ihre hundertfünfzig oder gar dreihunderttausend Mann nur drei Wochen auf den Beinen stehen ließe, selbst ohne uns anzugreifen, wir uns gegenseitig selbst auffressen müßten, um nicht Hungers zu sterben. Aber was ist das gegen die Ehre! Man will überall mit Ehren untergehen, die Bernoullianer, die Sonderbündler oder die Ultraradikalen. Am Ende geht man allerdings unter, wenn man mit dem Kopf die Mauern einrennen will, aber ob mit Ehren? das hat der Sonderbund gezeigt. Ich halte dafür, das Untergehen muß man eben versparen auf solche Fälle, wo eine harte Notwendigkeit es erfordert. Wenn man sich über die Notwendigkeit täuscht und sie durchaus in politischer Starrheit dort finden will, wo sie nicht ist, so geht man eben nicht mit Ehren unter, weil man es im Augenblick des Untergehens bequemer und klüger findet, sich auf andere Art zu retten.

Stratford Canning<sup>53</sup> ist heute hier angekommen und im Falken abgestiegen. Man muß gestehen, diese Diplomaten überraschen mit ihren Künsten. Ich habe mir nie viel eingebildet von dem Guten, das sie in der Schweiz bewirken könnten; allein daß sie, nachdem die Hauptsache vorbei ist, nun auf eine so alberne Art dreinfahren würden, habe ich doch nicht erwartet. Haben sie es soweit kommen lassen, so könnten sie uns nun ganz ruhig lassen. Eine kräftige Intervention wird doch kaum vor sich gehen, und was sie bis jetzt gemacht haben, kam alles nur den Ultraradikalen zum Besten. Ich sage ultra, denn radikal ist nun alles und ein Glück, wenn wir nicht noch eine neue Sorte über die Ultras hinaus taufen müssen, etwa die Ultra-Kleinianer<sup>54</sup>.

Ich habe mich schon lange überzeugt, daß Bürgermeister Burckhardt<sup>55</sup> in unseren Zeiten zum Regieren ganz verdorben ist, und zwar gerade wegen der Zähigkeit, mit welcher er Po-

---

<sup>53</sup> *Stratford Canning* (1786—1880), Diplomat, von 1814—1820 britischer Gesandter bei der schweizerischen Eidgenossenschaft; im November 1847 in außerordentlicher Mission nochmals nach der Schweiz geschickt.

<sup>54</sup> *Wilhelm Klein* (1825—1887), führender Politiker der Basler Radikalen, nachmals Nationalrat.

<sup>55</sup> *Carl Burckhardt* (1795—1850), von 1832—1847 Bürgermeister von Basel.

sten verteidigen will, die man schon lange dem Feinde überlassen hat; dann auch wegen gewisser Lieblingsideen, die er gegen Wind und Wellen manchmal geltend machen will. So ist bei ihm der Jesuitenorden nach und nach der Anker der gesetzlichen Religion bei den Katholiken geworden, und die Jesuiten liebenswürdige und der Religion ergebene Leute. Man mag ihnen nun allerdings zehnmal mehr zur Last legen als sie verdienen, aber mit dem religiösen Gefühl eines Ordens, der es vorzieht, es auf einen Bürgerkrieg ankommen zu lassen und alle seine Anhänger dem Untergang auszusetzen, als von selbst auf den Aufenthalt in Luzern zu verzichten, kann ich mich nicht befreunden. Ich für meinen Teil habe mit demselben die Rechnung geschlossen und werde seine Austreibung nicht sehr bereuen. Wären wir nur eben schon die deutschen Wähler los, so würde ich mich gerne über die Art und Weise, wie es geschehen ist, zufrieden geben. Apropos, ist denn etwas an den Besuchen von Bürgermeister Burckhardt und Heusler bei dem Bois le Comte <sup>56</sup>, oder ist der Artikel in der National-Zeitung ganz aus der Luft gegriffen?...

Bern, den 9. Dezember 1847.

Lieber Peter! Seit gestern hat sich meines Wissens nichts Neues zugetragen, wegen der Neuenburger Angelegenheit haben wir noch keine Antwort. Du wirst wissen, daß uns vorgestern abend Näf mitteilte, daß sie, nämlich Furrer, Munzinger und er, bei der Kommission darauf antragen wollten, mit einer Summe von 250 000 Francs de Suisse, die Neuenburg zu einem Fonds für Pensionierung der Blessierten und Hinterlassenen hergeben sollte, die Sache abzumachen. Sie wollten aber gewiß sein, daß Neuenburg keine Schwierigkeit machen würde. Calame wollte 200 000 Franken auf sich nehmen; indessen hat er nun Verhaltensbefehle eingeholt, und ich denke, wenn die Sache nicht auf diese Weise wichtig gemacht wird, so wird kaum am guten Willen von Neuenburg es scheitern, sondern am Widerstand der heftigen Radikalen.

Ich kann nicht umhin, auf einen sehr unwesentlichen Umstand zurückzukommen, nämlich auf das Ständchen, das dem General Dufour unter unserem Fenster gegeben wurde — der Salon meiner Frau ist nämlich gerade unter dem Appartement des Generals — und wo die Zeitungen dem Festredner stud.

<sup>56</sup> *Charles Joseph Edmond Bois-le-Comte* (1796—1863), seit 1846 französischer Botschafter bei der schweizerischen Eidgenossenschaft.

med. Rudolf Schärer unverdientes Lob gespendet haben. Nachdem nämlich besagter Festredner mit ungemein heftiger Gesticulation den Ruhm Dufours weit über den Cäsars und anderer erhoben hatte, so fuhr er fort, um zu sagen, der Ruhm Dufours werde leben, solange die Alpen stehen werden, solange ... solange ... solange. Hier blieb der feurige Redner aber ganz stecken; das Gleichnis wissen wir noch heute nicht, das folgen sollte. Er wußte sich nicht anders zu helfen, als plötzlich abzubrechen: „Herr General, empfanget den Dank des eidgenössischen Volkes“, worauf er ihn dreimal hochleben ließ. Die Katastrophe war um so unerwarteter nach dem schwülstigen Eingang und hat dem Redner wohl mehr als eine schlaflose Nacht bereitet. Frau Studer und Frau Charlotte mußten so geschwinde wie möglich das Fenster verlassen, um nicht den gefärbten Laternen ins Gesicht zu lachen. Mich hingegen überfiel die gleiche unangenehme Empfindung, die mich schon beim Steckenbleiben eines Komödianten oder eines Kandidaten auf der Kanzel überfiel.

Bern, den 7. Februar 1848.

Lieber Peter! Ich fühle mich bewogen, einige Worte an Dich zu schreiben, um Dir das Anliegen von Bürgermeister Sarasin ans Herz zu legen, wenn es noch Zeit ist. Aus einem Briefe von seinem Schwager Christ<sup>57</sup> schließt er, daß demselben vielleicht nicht entsprochen werde, und darüber ist er nun sehr ungehalten und meint, daß, wenn man ihm die Sache nicht etwas erleichtern wolle, er unmöglich die Last des Bürgermeistertums länger behalten könne. Sechs Monate sei er jetzt von seinen Geschäften entfernt, und es sei billig, daß jemand anderer ihm nun die Sache abnehme, namentlich da es sich gar nicht mehr um ein Geschäft der ordentlichen Tagsatzung vom 1847, sondern um eines, das eher der nächsten angehöre, handle. Die Teilung der Kommissionsverhandlungen zwischen uns zwei können wir unmöglich am Platz finden, und wenn ich mich auch dazu bequemen wollte, allein hier zu bleiben, so gestehe ich offen, daß mir die nötigen Kenntnisse in unseren besonderen Verhältnissen von Basel, die hier zur Sprache kommen dürften, durchaus abgehen, um einen solchen Auftrag zu übernehmen. Ganz fremd ist mir zum Beispiel das Zollwesen, das Postwesen und die Niederlassungsverhältnisse. Es ist klar, daß ein Mitglied des Staatsrates oder wenigstens des Kleinen

<sup>57</sup> *Adolf Christ* (1807—1877), Basler Ratsherr.

Rates diese Stelle versehen muß, und am besten würde wohl sein, wenn Herr Bürgermeister Frey die Sache übernehmen würde. Sonst müßtest Du oder Fürstenberger sich dazu verstehen; für den letzteren wäre die Sache wie gemacht, und vielleicht könnte er eher eine Mission in dieser Jahreszeit übernehmen als später im Sommer.

Unsere Verhältnisse mit den radikalen Gesandtschaften sind nicht mehr angenehm. Die furchtbare Aufregung, die ihnen die „Basler Zeitung“ verursacht, lassen sie uns auch genießen. Wir sind daher schon lange nicht mehr zu Schmieden gegangen, um nicht die Höflichkeiten der zweiten Gesandten hinunterschlucken zu müssen. Bei der Kommission, wenn die zweiten fort sind, mag es weniger unangenehm sein; aber das ist gewiß, ein Schleck wird es für niemand sein. Früher hat Sarasin nie davon gesprochen, sich bei der Kommission ersetzen zu lassen; ich glaube, diese neuen Verhältnisse haben viel zu dieser plötzlichen Sehnsucht nach Hause beigetragen.